

Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hrsg.)

Stefan Bauernschmidt, Werner Bellwald, Christine Bischoff, Fritz Böhler, Miriam Cohn,
Florian von Dobeneck, Sandra Eckardt, Eva-Christina Edinger, Simone Egger, Francesca Falk, Esther Gajek,
Monika Götzö, Cornelia Helfferich, Melanie Keding, Oliver Kiefl, Gertraud Koch, Walter Leimgruber,
Eva-Maria Lerche, Anna Lipphardt, Michel Massmünster, Nora Mathys, Ina Merkel, Sebastian Mohr, Gabriela Muri,
Torsten Näser, Karoline Oehme-Jüngling, Jacques Picard, Martin Reinhart, Pierrine Saini, Simone Sattler,
Thomas Schärer, Klaus Schriewer, Marketa Spiritova, Andrea Vetter, Roman Vitt, Markus Walz, Laura Wehr,
Carmen Weith, Jens Wietschorke, Sabine Zinn-Thomas

Methoden der Kulturanthropologie

Haupt Verlag

- Mauss, Marcel: Die Techniken des Körpers. In: Ders.: Soziologie und Anthropologie. Frankfurt a. M. 1978, S. 197–220. [Klassischer Essay des französischen Anthropologen, der den Begriff der Körper-technik begründet hat]
- Merleau-Ponty, Maurice: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1974. [Hauptwerk des französischen Philosophen, der den Körper als Ausgangspunkt von Erkenntnis und Verstehen begreift]
- Mol, Annemarie: The Body Multiple. Ontology in Medical Practice. Durham 2002. [Eine Studie aus dem Bereich der Wissenschafts- und Technologiestudien, die sich den verschiedenen körperlichen Wirklichkeiten von Patient_innen in einem niederländischen Krankenhaus widmet]

Narrative Interviews

von Marketa Spiritova

Die Kulturanthropologie als eine betont empirische Alltagskulturwissenschaft, als eine «Praxis des Verstehens»¹ mit einer besonderen Nähe zum Feld, fragt mittels qualitativer, hermeneutischer, das heißt sinnverstehender und deutender Erhebungs- und Auswertungsmethoden nach den als selbstverständlich angenommenen Strukturen des Alltagswissens, nach den hinter den Handlungen liegenden Vorstellungen, Wahrnehmungen, Werten und Normen.² Qualitative Methoden der Befragung tragen dazu bei, dass die «einzelnen Menschen (...) in ihrem sozialen und kulturellen Lebensumfeld erkennbar bleiben und nicht hinter Organisationsstrukturen verschwinden oder sich als demografische Daten in die Anonymität verflüchtigen».³ In der Durchführung, realisiert als leitfadengestützte oder narrative Interviews in den unterschiedlichsten kulturanthropologischen Forschungskontexten, stellen sie die Forschenden allerdings vor vielfältige Herausforderungen, da «Prototypen» aus der Theorie in der empirischen Forschung «modifiziert, an die jeweiligen Bedingungen und Bedürfnisse angepasst werden (...) [müssen]».⁴ Das Ziel des Beitrags ist es, am Beispiel von politisch verfolgten Intellektuellen in der ehemaligen Tschechoslowakei die biografische Variante narrativer und leitfadenorientierter Befragungsformen vorzustellen und ihre Spezifika und Vorzüge, vor allem aber ihre Grenzen zu diskutieren.⁵

- 1 Utz Jeggle: Volkskunde. In: Uwe Flick u. a.: Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München 1991, S. 56–59, hier S. 56.
- 2 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S. 99.
- 3 Albrecht Lehmann: Vom Verstehen des Selbstverständlichen. Fragestellungen und Methoden der Volkskunde. In: Sophie Fetthauer, Ralf Grauel, Jens Matthiesen (Hg.): Die Standortpresse. Kulturwissenschaften in der Standortdiskussion. Hamburg 1995, S. 87–91, hier S. 88.
- 4 Philipp Mayring: Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Eine Einleitung zum qualitativen Denken. Weinheim 2002⁵, S. 65.
- 5 Das Fallbeispiel entnehme ich meiner Dissertation: Marketa Spiritova: Hexenjagd in der Tschechoslowakei. Intellektuelle zwischen Prager Frühling und dem Ende des Kommunismus. Köln 2010.

1 Dissidente Lebenswelten

Mit dem gewaltsamen Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei am 21. August 1968 fand der demokratische Reformprozess des sogenannten Prager Frühlings, der unter anderem Meinungs- und Pressefreiheit und den Aufbau zivilgesellschaftlicher Strukturen versprochen hatte, ein jähes Ende. Die Maßnahmen des neuen «Normalisierungsregimes» zur Wiederherstellung des sozialpolitischen Systems nach sowjetischem Vorbild – «Massensäuberungen» in der Kommunistischen Partei, Gleichschaltung aller politischen Organe und Institutionen, Übernahme der vollständigen Kontrolle der Massenmedien und des gesamten Kultur- sowie Bildungsbereichs – brachten tief greifende Veränderungen in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens und markierten einen Wendepunkt im Alltagsleben von Hunderttausenden von Menschen. Insbesondere Reformkommunisten, Kirchenmitglieder und kritische Intellektuelle waren in hohem Maße von diesen Veränderungen betroffen. Als «Klassenfeinde» und «politisch unzuverlässige Subjekte» stigmatisiert, sahen sie sich zahlreichen Repressionen ausgesetzt, die weit in das private Alltagsleben hineinreichten: Berufs- und Publikationsverbot, Benachteiligung der Familienmitglieder, insbesondere der Kinder, Hausdurchsuchungen, Beschattungen, Verhöre, in zahlreichen Fällen auch Haftstrafen. Die verschiedenen Formen der Repression führten bei den betroffenen Frauen und Männern zu eklatanten biografischen Brüchen. Um diese erfolgreich zu bewältigen und in dem autoritären, zuweilen totalitären System existenziell, aber auch intellektuell zu überleben, mussten neue, dissidente Praktiken und Strategien des Alltagslebens entwickelt und angeeignet werden. Dazu zählte etwa die Herausbildung von gesellschaftlichen Parallelstrukturen und einer damit einhergehenden, vom Staat unabhängigen (Alltags)Kultur, die sich in sogenannten Wohnungsseminaren und Untergrunduniversitäten sowie dem Samizdat, einem auf informellen sozialen Netzwerken aufgebauten Selbstverlags- und Kommunikationssystem äußerte. Die Tätigkeiten innerhalb der Samizdatnetzwerke mündeten 1977 in die Gründung der Bürgerrechtsbewegung Charta 77, die zur Stigmatisierung der Intellektuellen als Dissident_innen, als Abtrünnige, führte und verstärkt Repressalien wie Haftstrafen und physische und psychische Gewalt nach sich zog. In dieser dissidenten Alltagswelt galten eigene Regeln, Codes, Rituale und Verhaltensweisen, die das System langfristig unterwanderten und letztendlich auch maßgeblich zum politischen Umbruch von 1989 beitrugen.⁶

6 Die Osteuropahistorikerin Anke Stephan hat in ihrer Arbeit über sowjetische Dissidentinnen drei Kriterien aufgestellt, die konstitutiv für die Zugehörigkeit zur Dissidenz waren: Das «Andersdenken» (*inakomyslie*), das «Andershandeln» (*inakođejstvie*) und das damit verbundene Erleiden von Repressionen. (→ Litbox Stephan, S. 26). Vgl. auch Marketa Spiritova: «Ich bin doch kein Dissident!» Die Dissidenten Osteuropas als eine Erfindung des Westens? In: Gunther Gebhard u. a. (Hg.): Das Prinzip «Osten». Geschichte und Gegenwart eines symbolischen Raums. Bielefeld 2010, S. 145–176.

Es liegt auf der Hand, dass für vertiefte Einblicke in die komplexen Lebenszusammenhänge und biografischen Konstruktionen von ehemaligen Dissident_innen qualitative Erhebungsmethoden erforderlich sind.

2 Qualitative Interviews in der Biografieforschung

«[D]ie eigene Lebenserfahrung» als das «wichtigste aller Erzählthemen des Alltags»⁷ bildet seit den 1970er-Jahren eines der zentralen Forschungsfelder der Kulturanthropologie. Der Volkskundler Albrecht Lehmann hat mit zahlreichen autobiografischen Untersuchungen entscheidend dazu beigetragen, die «empirische Kultur- und Sozialwissenschaft und volkskundliche Erzählforschung zusammenzuführen» und damit die «Erzählforschung endlich zur Bewußtseinsforschung werden zu lassen».⁸ Die zentralen Kategorien im Kontext biografischer Fragestellungen bilden die von historischer Zeit und sozialem Milieu geprägten Wendepunkte im Lebenslauf, die an biologische und soziale Begebenheiten des Lebenszyklus (Beruf, Ehe, Kinder, Ruhestand) gebunden sind, sowie die Einwirkungen der «großen» Geschichte (z. B. Krieg, politische Unruhen, Massenarbeitslosigkeit). Damit steht «die persönliche Auffassung von Individuen» – unabhängig von sozialer Herkunft und Bildungsgrad, Geschlecht und Generation – «über sich selbst und über die objektiven historischen und sozialen Verhältnisse, unter denen ihr Leben verläuft» (→ Litbox Lehmann: Autobiographische Methoden, S. 38) im Zentrum des Erkenntnisinteresses.

Dass «lebensgeschichtliche und historische Verläufe (...) in einem Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit und Beeinflussung [stehen]» (ebd.), ist auch zentrales Thema der mit Zeitzeugen arbeitenden Oral History, die sowohl eine Disziplin als auch eine Methode der historischen Forschung ist. Vor dem Hintergrund, dass mündliche Lebensgeschichten oftmals die einzigen Quellen sind, die «Auskünfte über soziale und materielle Verhältnisse oder kulturelle Praktiken [enthalten]» (→ Litbox Stephan, S. 12)⁹, geht es bei der Oral History um die subjektive Deutung von Geschichtsprozessen und damit um eine Rekonstruktion der Alltagsgeschichte, einer «Geschichte von unten». Auch hier zeigt sich eine der großen Stärken qualitativer Interviewverfahren, nämlich eine besondere Nähe zu den Biograf_innen herzustellen und anhand

7 Albrecht Lehmann: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a. M. 1983, S. 7.

8 Ebd.

9 Zur Einführung in die Oral History siehe Dorothee Wierling: Oral History. In: Michael Maurer (Hg.): Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft. Stuttgart 2003, S. 81–151.

von Subtexten und «Zwischentönen» die subjektiven Lebensentwürfe, Deutungs- und Handlungsmuster zu ermitteln.¹⁰ Aufbauend auf den Grundlagen der Phänomenologie und Hermeneutik, dienen lebensgeschichtliche Methoden dazu, biografische (Re) Konstruktionen, Identitätsentwürfe, Wahrnehmungen, Erfahrungen, Deutungen und Handlungsmotive der Menschen zu erkunden und damit zu einem tieferen Verständnis von komplexen Lebenswelten und Alltagskulturen vorzudringen.

Die biografische Methode bietet einen verstehenden und deutenden Zugang zu lebensgeschichtlichen Konstruktionen und Identitätsentwürfen von Menschen – unabhängig von Herkunft, Milieu, Geschlecht und Alter – und gibt damit Rückschlüsse auf unterschiedlichste Lebenswelten und Alltagskulturen.

Für einen biografischen Zugang zur Alltagskultur bieten sich besonders zwei qualitative Interviewformen an: das narrative und – mit einiger Einschränkung – das leitfadengestützte Interview. Ersteres gibt den Befragten lediglich einen Erzählimpuls und damit die größtmögliche Offenheit, die eigene Geschichte zu erzählen, und verläuft weitgehend monologisch. In die qualitative Sozialforschung wurde es in den 1970er-Jahren durch den Bielefelder Soziologen Fritz Schütze als «narratives Interview» eingeführt.¹¹ Es besteht aus einer Erzählaufforderung (*Ich interessiere mich für das Alltagsleben von politisch verfolgten Intellektuellen. Erzählen Sie mir bitte Ihre Lebensgeschichte*), worauf die Befragten in einer Stegreiferzählung ihre Geschichte erzählen. Die Interviewenden greifen nicht in die Erzählung ein, sie wird von den Erzählenden selbst beendet (*Das wars*). An die Haupterzählung schließt sich ein dialogischer Nachfrage- und Bilanzierungsteil an, der immens wichtig ist «für die Auswertung (...), denn alles, was hier nicht erfragt wird, muss mühsam aus der Haupterzählung herausinterpretiert oder -gerätselt werden, falls überhaupt noch möglich»¹². Nach Schütze wird bei einem narrativen Interview nicht dazwischengefragt, sondern die monologische Erzählung wird ausschließlich mithilfe von «aktivem» (→ Litbox Helfferich, S. 90–95) und «kontrolliertem» (→ Litbox Breckner, S. 203) Zuhören und nonverbalen Gesprächssignalen (Augenkontakt, Körperhaltung, bestätigendes Nicken, Tonfall, Interessebekunden etc.)

10 Hermann Bausinger: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 76 (1980), S. 18–19; vgl. auch → Litbox Schmidt-Lauber, S. 165.

11 Fritz Schütze: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld 1977; vgl. auch Ivonne Küsters: Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden 2006.

12 Küsters: Narrative Interviews, S. 63; vgl. auch Gabriele Rosenthal: Verstehensprozesse in der Interviewsituation. In: Hermann Schwengel (Hg.): Grenzenlose Gesellschaft? Bd. II/1. Pöfingen 1999, S. 701–704.

(→ Litbox Helfferich, S. 98–102) aufrechterhalten. Diese Form des qualitativen Interviews stellt die Erzählenden und ihre subjektive Deutung bestimmter Ereignisse oder Lebenszusammenhänge in den Mittelpunkt und kann je nach Erkenntnisinteresse und Fragestellung einzelne Themen und Aspekte aus dem Leben erforschen (Arbeitslosigkeit, Emigration, Familie) oder die Lebensgeschichte in ihrer Gesamtheit ins Zentrum des Interesses stellen, hier realisiert sich das narrative Interview als sogenanntes biografisches, lebensgeschichtliches Interview.

Das Leitfadenterview hingegen folgt einem je nach Interviewsituation mehr offen und flexibel oder eher starr gestalteten Leitfaden, der das Gespräch bis zu einem gewissen Grad strukturiert (→ Beitrag Wehr, S. 43). Auch hier haben die Interviewenden und Befragten einen relativ großen Handlungsspielraum, da die Frageabfolge variiert und die Fragen gegebenenfalls modifiziert werden können, idealiter ergibt sich die «jeweils nächste Frage (...) aus den Aussagen des Befragten»¹³. Dieses Interviewverfahren ist besonders für themenzentrierte, fokussierte und bevorzugt auf einen Vergleich abzielende Befragungen geeignet.¹⁴ Grundsätzlich gilt, dass ein Leitfaden nicht zu viele Fragen beinhalten und nicht – etwa durch Ablesen, Suchen von Fragen etc. – vom Gespräch ablenken sollte. Schließlich sollte die «Komposition (...) dem «natürlichen» Erinnerungs- oder Argumentationsfluss folgen und nicht zu abrupten Sprüngen und Themenwechseln zwingen» (→ Litbox Helfferich, S. 180). Im Kontext der Biografieforschung bietet sich das leitfadengestützte Interview bei einem zweiten Befragungsdurchlauf an, um die sich in einem ersten, sehr offen und narrativ gehaltenen lebensgeschichtlichen Interview herauskristallisierten Themenkomplexe, die in den ersten Gesprächen den größten Platz einnehmen und die biografischen Konstruktionen auf besondere Weise strukturieren, gezielt zu erfragen. Bezogen auf das Fallbeispiel dissidenter Lebenswelten in der Tschechoslowakei, sind es die Bereiche der Arbeit, der Repressionen und des Wirkens von Intellektuellen in gesellschaftlichen Parallelstrukturen, die sich als sogenannte «Leitlinien des Erzählens»¹⁵ herausstellen und in einem zweiten Interview anhand eines Leitfadens vertieft werden könnten.

Sowohl beim narrativen als auch beim leitfadenorientierten Interview zeigt sich die Notwendigkeit hinsichtlich der Variabilität und Flexibilität des Bewegungsablaufs: Je nach Erzähler_innentyp und Betroffenheitsgrad verlaufen die Gespräche mal mehr dialogisch, mal mehr monologisch. Damit gilt für beide Interviewformen eine möglichst große Offenheit, Sensibilität und Flexibilität der Forschenden während der Gesprächssituation. Im Folgenden soll diese Forderung am Beispiel der konkreten

13 Peter Atteslander: Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin 1993, S. 157.

14 Vgl. Christel Hopf: Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: Uwe Flick u. a. (Hg.): Handbuch der Qualitativen Sozialforschung. München 1991, S. 177–185; einen Überblick über die verschiedenen Typen gibt auch (→ Litbox Helfferich, S. 35–45).

15 Lehmann: Erzählstruktur, S. 20.

Interviewvorbereitung und Interviewführung dargestellt und die Grenzen und Herausforderungen biografischer Methoden im «dissidenten Forschungsfeld» problematisiert werden.

3 Interviewvorbereitung

Eine vorbereitende, die historischen und soziokulturellen Zusammenhänge erschließende Lektüre ist – gerade in Anbetracht eines sensiblen Themas – für die Feldforschung unerlässlich. Denn ohne die Kenntnis der historischen Ereignisse, die maßgeblich zu den biografischen Brüchen beigetragen haben, können Missverständnisse im Interview auftreten, schlimmstenfalls kann es auch zu Tabubrüchen und zur Überschreitung ethischer Grenzen seitens der Interviewenden kommen. Deshalb gilt es, sich für die Komplexität der Thematik zu sensibilisieren und ein Gespür für einen angemessenen Umgang mit dem Feld zu entwickeln. Dies ist besonders wichtig, da es zu den Befragten ein Vertrauen aufzubauen gilt, ohne welches ein tiefer Zugang zu den Lebens- und Identitätswelten kaum möglich ist. Ferner lässt die Interpretation der Lebensgeschichten ohne das Studium der bisherigen Forschungsliteratur und zusätzlicher Quellen wie belletristische und publizistische Texte und Archivalien elementare quellenkritische Aspekte vermissen und versperrt den Blick für eine fundierte kulturanalytische Betrachtung. Und nicht zuletzt dient eine gute Vorbereitung der Entwicklung einer übergeordneten Fragestellung beziehungsweise in Frage kommender Leitfragen, die es im weiteren Forschungsprozess zu konkretisieren, vertiefen und gegebenenfalls zu modifizieren gilt.

Zur methodisch-methodologischen Vorbereitung gehört zunächst die Formulierung des Erkenntnisinteresses (dissidente Alltagskulturen, Selbstbilder und Identitätswelten) und der Zielsetzungen (Rekonstruktion dissidenter Lebenswelten, Strategien der Alltagsbewältigung von repressierten Intellektuellen), die Erstellung des Samplings (wie viele und welche Gesprächspartner_innen) sowie die Wahl eines geeigneten Zugangs zum Feld. Dieser gestaltet sich in der Regel über sogenannte «Türöffner_innen» beziehungsweise «Gatekeeper», die bereits Ansehen und Vertrauen der potenziellen Interviewpartner_innen genießen (→ Beitrag von Dobeneck, Zinn-Thomas, S. 86). Das können im vorliegenden Fall gemeinsame Freunde und Bekannte sein (etwa wenn die eigene Familie in dissidente Netzwerke involviert war) oder verschiedene Forschungsinstitutionen, die oftmals von ehemaligen Dissident_innen oder Emigrant_innen selbst gegründet wurden – etwa die in Prag ansässigen Einrichtungen wie das Institut für Gender Studies oder die Bibliothek Libri prohibiti, die während der sozialistischen Zeit im Samizdat erschienene und offiziell verbotene Bücher beherbergt.

Die in der Forschungsliteratur vielfach beschworene «Angst des Forschers vor dem Feld»¹⁶ ist auch bei diesem Fallbeispiel nicht ganz von der Hand zu weisen, zumal es sich hier zum einen um ein hochgradig sensibles Thema handelt und zum anderen die Angst vor einem «research up»¹⁷ (→ Beitrag von Dobeneck, Zinn-Thomas, S. 86) aufkommen kann, wird hier doch in einem bildungsbürgerlichen Milieu geforscht. Die Befragten, allesamt Personen des öffentlichen Lebens, haben mindestens einen Universitätsabschluss, sind meist promoviert oder auch habilitiert, publizieren in einschlägigen Zeitschriften und wurden wiederholt von Medienvertreter_innen interviewt. Dies schlägt sich unweigerlich im Interview nieder, indem die Befragten zum einen auf bereits publizierte Texte verweisen, anstatt darüber zu erzählen (*Das schreibe ich alles in einem Zeitungsinterview, dabei müssen wir uns nicht aufhalten*), und zum anderen selbstreflexiv ihre Biografien sowie die historischen Ereignisse deuten, Gesellschaftsanalysen vorlegen und eingespielte «Erzählfiguren» im Interview wiedergeben (z. B. die Erzählung derselben Anekdoten).¹⁸ Der Zugang zu habitualisierten Alltagspraktiken gestaltet sich daher nicht ganz unproblematisch und verlangt eine fundierte inhaltliche und methodische Vorbereitung, aber auch Erfahrung und Geschick.

4 Interviewführung

Das Interview sollte an einem Ort geführt werden, wo es möglichst ungestört (etwa durch Geräusche von außen oder Eingriffe von Dritten) verlaufen kann und an dem sich die Befragten wohl fühlen. Das kann die Privatwohnung sein, der Arbeitsplatz oder das Wochenendhaus – am besten ein Ort, an welchem die Forschenden durch teilnehmende Beobachtung weitere Einblicke in die zu untersuchenden Lebenswelten gewinnen können. Objekte (Wohnungseinrichtung, Bücher, Musikinstrumente), Bilder und Fotos, anwesende Personen und Telefonate ergänzen, korrigieren und vertiefen das Bild, das von den Zeitzeug_innen gezeichnet wird.

Nachdem die Befragten um ihr Einverständnis gebeten wurden, das Gespräch aufzuzeichnen und die Anonymisierung und Verarbeitung der erhobenen Daten gemäß wissenschaftlicher Gepflogenheit versichert wurde, folgt die Aufforderung, ihre

16 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66.

17 Vgl. Bernd Jürgen Warneken, Andreas Witten: Die Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997), S. 1–16.

18 Reinhard Sieder: Bemerkungen zur Verwendung des «Narrativinterviews» für eine Geschichte des Alltags. In: Zeitgeschichte 9 (1982), H. 5, S. 164–178, hier S. 169–170.

Lebensgeschichte (*Erzählen Sie mir bitte Ihre Lebensgeschichte seit Ihrer frühesten Kindheit an*) beziehungsweise einen Teil davon (*Erzählen Sie mir bitte Ihren Lebensweg seit dem Studium*) zu erzählen. Nun gilt es aufmerksam und aktiv zuzuhören und sich Gesprächsnotizen zu machen, um – wenn es die Gesprächssituation zulässt – nachhaken zu können, sei es bei Verständnisfragen oder um nach einer Unterbrechung, etwa durch ein Telefonat, mithilfe von Paraphrasen und Spiegelungen des Gesagten den roten Faden wieder aufzugreifen. Paraphrasen und Spiegelungen sind Zusammenfassungen des Gesagten durch die Interviewenden (*Sie sprachen darüber, dass Sie zum Verhör geladen wurden. Könnten Sie die Situation noch ausführlicher schildern? Habe ich das richtig verstanden, dass Ihre Kinder trotz bestandener Aufnahmeprüfung nicht zum Studium zugelassen wurden, weil Sie aus der Partei ausgetreten waren?*). Sie dienen dazu, das Gespräch aufrechtzuerhalten beziehungsweise zu vertiefen, zu verlangsamen, eigene Deutungen zurückzustellen und die Aufmerksamkeit der Interviewenden zu schulen (→ Litbox Helfferich, S. 90–95).

Während des Interviews ist es ferner sinnvoll, die Gesprächspartner_innen situativ nach Fotografien und Gegenständen zu fragen, die die Erinnerungen der Erzählenden unterstützen, ergänzen oder auch korrigieren, indem sie Widersprüche offenlegen und/oder auflösen. Es ist wichtig, sich so weit als möglich auf die Interviewpartner_innen einzustellen, denn es gibt, wie bereits angesprochen, unterschiedliche Erzähler_innentypen, manche bevorzugen den Dialog und direkte Fragen, andere monologisieren lieber. Manche haben einen starken Mitteilungsdrang und wollen sich das Erlebte von der Seele reden, andere wiederum verschließen sich und möchten (zunächst) nicht mit ihrer Biografie konfrontiert werden.

☞ Sowohl narrative als auch leitfadengestützte Interviews müssen so flexibel wie nötig gehandhabt und an die jeweilige Gesprächssituation und die Interviewpartner_innen angepasst werden. Deshalb sind im Feld eine möglichst große Offenheit, Sensibilität und Flexibilität der Forschenden notwendig.

Trotz der Bemühungen, ein gutes Vertrauensverhältnis zu den Interviewten aufzubauen, können in einigen Gesprächen «Fremdheit und Distanz bestehen» bleiben. Denn «[i]m Interview sitzen sich in der Regel Menschen aus unterschiedlichen Generationen, mit unterschiedlichen Erfahrungen und Prägungen gegenüber», was «auch zu Missverständnissen und «Übersetzungsschwierigkeiten» führen [kann]» (→ Litbox Stephan, S. 18).

✎ Führen Sie ein biografisches Interview mit Ihren Großeltern oder anderen Personen dieser Generation durch. Bereiten Sie dieses methodisch und inhaltlich vor dem Hintergrund der Frage vor, wie Menschen dieser Generation den Zweiten Weltkrieg respektive die Nachkriegszeit erlebt haben.

5 Methodisch-methodologische Grenzen

Es gibt Fragen und Antworten beziehungsweise Erzählpassagen, die unterschiedliche Emotionen bei den Gesprächspartner_innen und Irritationen bei den Interviewenden auslösen können und auf die es situativ zu reagieren gilt. Das können plötzliche Betroffenheit, Stille, Wut, Traurigkeit, Tränen, der Abbruch des Interviews, Alkoholenuss und Ähnliches sein. Solche Interviewsituationen rufen selbstredend auch bei den Interviewenden unterschiedliche Emotionen wie Befangenheit, Betroffenheit, Beschämung, Mitgefühl, Zwiespalt oder Abneigung hervor, die es zu reflektieren und zu bewältigen gilt. Eine große Herausforderung für die Forschenden ist es hierbei, das «richtige» Maß an Empathie für die Befragten respektive Nähe zu ihnen zu entwickeln und dabei die ebenso nötige wissenschaftliche Distanz zu wahren, um sich nicht in Betroffenheitsfloskeln zu verlieren. Mögliche Reaktionen seitens der Interviewenden könnten sein: Interesse, Verständnis oder Anteilnahme zu zeigen, gegebenenfalls ein Gespräch sensibel in eine andere Richtung zu lenken, eine Pause oder das (vorzeitige) Ende des Gesprächs anzubieten (→ Litbox Breckner, S. 206).

Ein Auszug aus dem Interview mit Vera Malá (*1938), einer promovierten Lehrerin, die aufgrund ihrer politischen Ansichten und ihrer Arbeit in der Bürgerrechtsbewegung Charta 77 immer wieder Repressionen ausgesetzt war (Arbeits- und Publikationsverbot, Wohnungsnot, Beschattung, Verhöre, Bedrohung und Erpressung der Familienmitglieder durch die Staatssicherheit), erzählt Folgendes:

Es war Freitagabend und [die Stasimitarbeiter] steckten mich in ein Auto (...), das innen keinen Türgriff hatte, damit man nicht herausspringen konnte. Jetzt fuhren sie mich irgendwohin, und ich wusste nicht wohin. Sie fuhren verschiedene Umwege. Und das war in einer Zeit, in der es schon vorkam, dass sie zum Beispiel Menschen außerhalb von Prag brachten, dort auszogen und im Wald zurück ließen. Und jetzt waren die Leute nackt, hatten kein Geld und keine Papiere und blieben allein. (...) Ich wusste nicht, wo sie mich hinfahren. Aber vor allem: es wusste niemand. Ich sollte am Samstag zu meiner Mutter fahren. Und jetzt wusste ich, dass wenn ich nicht komme, dass Mutter eine furchtbare Angst haben wird. Dass sie nicht wissen wird, was passiert ist. Dann brachten sie mich in die [Untersuchungshaftan-

stalt in der] Bartolomějská-Straße, aber sie führten mich nicht dorthin, wo sie mich gewöhnlich verhörten. Sie führten mich auf die andere Seite, wo die Zellen sind. (...) Nach oben (...), wo die Galerien sind und unter ihnen der Hof. Jetzt drückten sie mich an das Geländer, als ob sie mich vielleicht herunter stoßen wollten. Das wollten sie nicht, aber sie wollten, dass ich Angst bekomme. (...) Die größte Angst hatte ich, dass niemand weiß, wo ich bin, und dass ich nicht zur Mutter kommen werde, die auf mich wartete. Davon hatte ich die größten Beklemmungen. In solchen Situationen hatte ich Angst.¹⁹

Die Art und Weise der Erzählung (Pausen, Gestik, Intonation) und die anschließende Reaktion (tiefe emotionale Betroffenheit und Bitte um Unterbrechung der Aufnahme) lassen Frau Malás Erinnerungen an das Erlebte samt der Ängste und Beklemmungen für die Interviewenden plastisch werden, lassen das Geschehene und die langjährige Verdrängung der ehemaligen Dissidenten errahnen. Gleichzeitig wirkt sich die Erzählung auch auf die Forschenden aus und führt sehr deutlich die Gefahr eigener Betroffenheit vor Augen, die eine ausgewogene Balance zwischen Nähe und Distanz problematisch macht (→ Beitrag Cohn, S. 71). Zudem werden auch die Grenzen des Sagbaren (und Fragbaren und Ethischen) und damit die Grenzen qualitativer, hier biografischer, Interviews aufgezeigt, die von methodologischem Erkenntniswert sind.

Wie bereits angedeutet, können die Forschenden bei Erhebungen im intellektuellen Milieu noch an andere Grenzen des Sagbaren stoßen, nämlich an die «Nichterzählbarkeit» von unhinterfragten Alltäglichkeiten. Albrecht Lehmann spricht an dieser Stelle von Intellektuellen als «schlechte[n] Erzählern», die eher zum objektivierenden Bericht als zur persönlichen Erzählung neigen. Auch hier bewähren sich Paraphrasierungen und Spiegelungen sowie indirekte Aufforderungen, die Erzählung zu vertiefen beziehungsweise Details zu beschreiben (*Heute kann man sich das gar nicht mehr vorstellen, was Mangelwirtschaft überhaupt im ganz konkreten Alltag bedeutete. Wie kann man sich die Kommunikation denn vorstellen, wenn man wusste, dass in der Wohnung Abhörgeräte installiert waren?*).

6 Nach dem Interview

Nach dem Abschalten des Aufnahmegeräts sollten Interviewende das Interview in einem ungezwungenen freundlichen Gespräch ausklingen lassen. Nach dem Rückzug aus dem Feld ist ein Beobachtungs-/Gesprächsprotokoll anzufertigen, in welchem die Narrativprioritäten und Qualitäten der Erzählenden, Beobachtungen des Gesprächsortes, die Interviewsituation samt nonverbaler Äußerungen sowie die Inhalte der informellen Gespräche festgehalten werden. Ebenso notwendig ist die Verschriftlichung der Reflexion der eigenen Rolle im Feld: Welche Rolle nahm ich ein, welche wurde mir von den Erzählenden zugewiesen? Konkret konnte das etwa die der jungen Studentin sein (*Das können Sie nicht wissen, dazu sind Sie noch zu jung*), der Kollegin (*Sie kennen ja den Lehrbetrieb*), der Literaturwissenschaftlerin (*Auch wenn es nicht zum Thema gehört, als Slavistin muss Sie das interessieren*), der jungen Historikerin (*Ihre Arbeit leistet einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung der tschechischen Geschichte*), der eingedeutschten Emigrantin (*Wir können auch deutsch sprechen*), der Frau (*Wie das halt so ist, die Hausarbeit bleibt an uns Frauen hängen*). Die Erzählenden richten ihre Geschichte immer auch nach den Interviewenden aus: Ein Gespräch mit einem älteren männlichen Kulturanthropologen, der vielleicht selbst Dissident war oder im Gegenteil bis 1989 ein Parteimitglied, würde vermutlich anders verlaufen. Ferner müssen wie bereits angesprochen die den Kommunikationsprozess begleitenden Ängste (z. B. «Research up»-Situation), Emotionen (z. B. eigene Betroffenheit) und Probleme (z. B. Distanzwahrung, Zugang zu Alltagspraktiken) reflektiert werden. Dies ist notwendig, weil diese Aspekte zum einen die darauffolgenden Interviews und zum anderen als legitimes Erkenntnismittel die Interpretation beeinflussen.

 Die Reflexion der eigenen Rolle im Feld ist integraler Bestandteil des Forschungs- und Erkenntnisprozesses und sollte im Feldtagebuch festgehalten werden. Fertigen Sie nach Ihrem lebensgeschichtlichen Interview ein Gesprächsprotokoll an und notieren Sie dabei

- a) Ihre Gedanken, Ängste, Irritationen und Befindlichkeiten sowie Ihre diesbezüglichen Reflexionen,
- b) Ihre Wahrnehmung des eigenen Einflusses auf die Gesprächssituation,
- c) die sich daraus ableitenden Forschungsfragen, Analyseschritte und Deutungsmöglichkeiten.

19 Interview vom 11. November 2003.

7 Quellenkritik

Biografische Interviews produzieren Selbstzeugnisse, die Auskunft geben über die «Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht (...) oder [sie reflektieren] sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen».²⁰ Ein diese Quellengattung konstituierendes Merkmal ist die «Selbstthematisierung durch ein explizites Selbst»²¹. Das führt mit sich, dass «[d]er objektive Quellenwert (...) entscheidend durch die Tatsache in Frage gestellt [wird], daß die Informanten bei ihrer lebensgeschichtlichen Rückschau von ihrem augenblicklichen Bewußtseinsstand ausgehen», welcher «keineswegs identisch mit der eigenen Einschätzung der Verhältnisse während der Handlungs- oder Erlebnissituation [ist]» (→ Litbox Lehmann: Autobiographische Methoden, S. 37). Die aus der Gegenwart heraus erzählten subjektiven Deutungen und Rekonstruktionen des eigenen Lebens beinhalten «zahlreiche Formen selektiven Behaltens und Vergessens, bewußte oder unbewußte Legitimationen und von «offiziellen» Beurteilungen beeinflusste Wertungen (...) der vergangenen Ereignisse» (ebd.). Die Lebensgeschichten sind damit überformt durch zeitgenössische und gegenwärtige Diskurse, die, vermittelt über Medien, in die lebensweltlichen Alltage hineinwirken (z. B. vorherrschende Geschlechterrollen). Zugleich enthalten die Erzählungen neben Verklärungen und Beschönigungen (positive Bewertungen traumatischer Erlebnisse) sowie Rechtfertigungen (z. B. für die Parteimitgliedschaft) auch fiktionale Elemente. Letzteres zeigt sich etwa in der auffallenden thematischen oder stilistischen Ähnlichkeit zwischen autobiografischen Romanen und den mündlichen Erzählungen und in von unterschiedlichen Gesprächspartner_innen erzählten gleichen Deutungen historischer Ereignisse. Das heißt, dass individuelle Lebenserfahrungen und kollektive Deutungen historischer Ereignisse ineinanderwirken und dabei immer Teile des kollektiven Gedächtnisses (M. Halbwachs)²² zum Tragen kommen (→ Litbox Stephan, S. 20).

20 Lehmann: Erzählstruktur, S. 43.

21 Winfried Schulze: Ego-Dokumente: Annäherungen an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung «Ego-Dokumente». In: Ders. (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherungen an den Menschen in der Geschichte. Berlin 1996, S. 11–30, hier S. 28.

22 Benigna von Krusenstjern: Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie 2 (1994), S. 462–471, hier S. 463.

8 Fazit

Offene, qualitative Befragungen bieten einen herausragenden Zugang zu komplexen Lebenswelten und Alltagskulturen. Besonders die biografische Variante des narrativen Interviews, die sich in der Gesprächssituation sehr offen und flexibel, aber keineswegs ziel- und strukturlos realisiert, verspricht wertvolle Ergebnisse und Erkenntnisse über Lebensentwürfe und Identitätskonstruktionen, Deutungsmuster und kulturelle Wertigkeiten von Menschen mit unterschiedlichsten Erfahrungen. Für eine erfolgreiche Feldforschungspraxis sind eine fundierte inhaltliche und methodische Vorbereitung, die Formulierung des Erkenntnisinteresses und die Entwicklung einer übergeordneten Fragestellung ebenso zwingend wie eine auf die Gesprächspartner_innen ausgerichtete sensible und flexible Interviewführung. Aktives Zuhören, Paraphrasierungen und Spiegelungen des Gesagten, das Zulassen von Stille, Pausen und vermeintlich «störenden» Irritationen und Emotionen tragen zum Gelingen der biografischen Erhebungen bei. Dazu gehört auch die Akzeptanz und Reflexion von Grenzen des Sagbaren, die sich – nicht nur, aber vor allem – in emotional aufgeladenen Forschungskontexten vorfinden. Tabus und Traumata, der Umgang mit (auch eigener) Betroffenheit und mit den zuweilen überfordernden Emotionen der Interviewpartner_innen, die eine ausgewogene Balance zwischen Nähe und Distanz problematisch machen, stellen hohe Anforderungen an die Forschenden und verlangen ein hohes Maß an Empathie (v. a. während des Interviews) und Reflexion (v. a. nach dem Interview). In der Auswertungsphase müssen schließlich, und das ist ein wichtiger Schritt, um reflexive Distanz zu gewinnen, die erzeugten Selbstzeugnisse einer sorgfältigen Quellenkritik unterzogen werden. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass qualitative Interviews, ob narrativ oder leitfadenorientiert, immer biografischer Natur sind und damit nicht nur zur Erkundung vergangener dissidenter Lebenswelten einen geeigneten methodischen Zugang bieten, sondern zu allen Forschungsfeldern, die als ethnografische Mikrostudien angelegt sind. Denn gerade im Zuge sich auflösender «Normalbiografien» erweisen sie sich für die Erforschung hoch komplexer, von zunehmender Pluralisierung gezeichneter Lebenswelten als unerlässlich.



- Breckner, Roswitha: Von den *Zeitzeugen* zu den *Biographen*. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster 1994, S. 199–222. [Am Beispiel von Zeitzeugeninterviews zur deutschen Nachkriegsgeschichte wird die lebensgeschichtliche Methode ausführlich beschrieben (Aufbau des Interviews, narratives Nachfragen, interpretative Textanalyse)]
- Helfferich, Cornelia: Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden 2011⁴. [Eine ausführliche Handreichung für Studierende zur Durchführung qualitativer, besonders narrativer und leitfadenbasierter Interviews; mit zahlreichen Übungsbeispielen]

- Lehmann, Albrecht: Autobiographische Methoden. Verfahren und Möglichkeiten. In: *Ethnologia Europaea* 11 (1979/1980), S. 36–54. [Nach einem fachgeschichtlichen Überblick über autobiografische Zugänge geht der Autor auf die einzelnen Schritte der Erhebungs- und Auswertungsphase lebensgeschichtlicher Befragungen ein]
- Ders.: Bewußtseinsanalyse. In: Ders., Silke Götsch (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin 2001, S. 233–249. [Eine Einführung in die Bewusstseinsanalyse als qualitatives Interpretationsverfahren biografischer Quellen]
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch, Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin 2001, S. 165–186. [Die Autorin skizziert die Entwicklung qualitativer Methoden in der Kulturanthropologie unter besonderer Berücksichtigung von Erhebungssituation (Feldzugang, Interviewführung) und Interviewauswertung (Dokumentaufbereitung, Transkription, Analyse)]
- Stephan, Anke: *Erinnertes Leben: Autobiografien, Memoiren und Oral-History-Interviews als historische Quellen*. In: Virtuelle Fachbibliothek Osteuropa, Digitales Handbuch zur Geschichte und Kultur Russlands und Osteuropas. Themen und Methoden. 2004. URL: <http://epub.ub.uni-muenchen.de/627/> (Stand: 17. April 2013). [Eine anschauliche Einführung in die Gattung der Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente (Memoiren, (Auto)Biografien, Oral History Interviews) in der russischen Kultur, ihren Quellenwert für die Geschichts- und Kulturwissenschaften sowie den kritischen Umgang mit ihnen]

Bewegte Interviews im Feld

von Melanie Keding und Carmen Weith

Wie erleben Menschen ihre räumlichen Umwelten? Wie setzen sie sich mit ihnen auseinander? Im Fokus dieser Fragen steht der Zusammenhang zwischen physisch-räumlichen Umwelten und dem Erleben der Akteurinnen und Akteure. Der vorliegende Beitrag schlägt vor, dieses Raumerleben als Beziehung zwischen Mensch und Umwelten mit bewegten Interviews im Feld zu erforschen.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Raum ist vor dem Hintergrund des Spatial Turns zu verstehen. Dieser erhebt Raum seit dem späten 20. Jahrhundert zu einem wichtigen Deutungskonzept menschlichen Handelns. Bisher lässt sich in den Geistes- und Sozialwissenschaften eine eher theoretische und konzeptionelle Hinwendung zum Raum beobachten. Um räumliche Konstellationen und Bezüge erfassen zu können, muss die Kulturanthropologie Raum aber auch methodologisch und methodisch umsetzen. Im Kontext dieser Entwicklungen entstand das bewegte Interview im Feld, das die Situationsbezogenheit der Feldforschung mit der inhaltlichen Fokussierung des Interviews vereint. Dabei ist Raum sowohl als Feld und situativer Wahrnehmungshorizont als auch als methodisches Werkzeug und Erkenntnisinstrument zu verstehen. Die Interviewpartnerinnen und -partner werden in diesem Setting als Expertinnen und Experten ihrer Lebenswelten begriffen, Ort und Bewegung werden als katalysierende Momente für die Verbalisierung von Erleben und Erfahrung genutzt. So stehen die Nutzerinnen und Nutzer ebenso wie ihre jeweiligen Umwelten im Fokus. Sinn- und Bedeutungszuschreibungen können ebenso wie Emotionen oder Praktiken erfasst werden. Mit einem kulturwissenschaftlichen Blick auf Raumnutzerinnen und -nutzer geraten vielfältige Dimensionen in den Blick: Ästhetische, narrative, emotionale, leibliche oder sinnliche Aspekte überlagern sich an einem Ort.

Diese Komplexität wird in diesem Beitrag anhand zweier beispielhafter Fallstudien zum Raumerleben demonstriert. Die eine Studie ist auf der Schwäbischen Alb, einem süddeutschen Mittelgebirge, angesiedelt und beschäftigt sich mit Menschen, die sich (in beruflichen oder freizeitlichen Kontexten) dort aufhalten; die andere Studie untersucht Alltagsnutzerinnen und Alltagsnutzer in ihrem Verhältnis zu Stadträumen am Beispiel des Münsterplatzes in Ulm. Solche Forschungsfelder und die damit verbundenen Fragestellungen stellen Kulturanthropologinnen und -anthropologen vor die Herausforderung, die praxisbasierte und somit alltagsreflexive Beziehung zwischen Mensch und Umwelten auf eine verbalisierbare Dimension zu heben. Mit methodi-